- *repräsentative Sprechakte*, mit denen im wesentlichen Ansprüche auf wahre Darstellung der Welt erhoben werden (aussagen, behaupten, erzählen, beschreiben, protokollieren). Dazu gehören also diejenigen Sprechakte, welche Austin zuerst als 'konstative Sätze' von den 'performativen Sätzen' abtrennen wollte.
- *direktive Sprechakte*, mit denen Forderungen an den Hörer gerichtet werden (biten, auffordern, befehlen). Dazu zählen auch Fragen (diese wurden dann später als *Erotica* verstofflicht).
- *kommissive Sprechakte*, mit denen der Sprecher Verpflichtungen eingetht (versprechen, sich vertraglich verpflichten).
- *expressive Sprechakte*, mit denen soziale Kontakte etabliert oder aufrechterhalten werden (danken, grüssen, sich entschuldigen).
- *deklarative Sprechakte*, die institutionell eingebunden, offiziell, ritualisiert sind (taufen, zum Ritter schlagen, verurteilen).

Der Bestand vor allem an Verben, die solche Illokutionen in einer Sprache bezeichnen, ist Gradmesser für die Stabilität und Reflektivität bestimmter Sprechakte in einer bestimmten Sprachgemeinschaft. (Diese Verben nennt man illokutionäre Verben. Von diesen sind die performativen nur ein Teil - wie wir am Beispiel von *verleunden* gesehen haben, gibt es durchaus Verben, die Sprechakte bezeichnen, aber nicht performativ gebraucht werden können.) Hier rühren wir an die sehr wichtige Frage, ob Sprechakte/Illokutionen kommunikative Universale sind oder vielmehr historischen und kulturspezifischen Variationen unterliegen. Es ist wohl keine Frage, dass die *Art der Realisierung* von Sprechakten konventionalisiert und damit historisch und kulturspezifisch ist - Heiratsanträge werden heute zumindest teilweise anders realisiert als vor 150 Jahren. Aber die *Sprechakte als solche*, etwa der Heiratsantrag als solcher? Auch er ist wohl historisch und kulturspezifisch. In Gesellschaften, in denen Heiraten durch die Familien vermittelt werden, auch ohne Konsultation der Betroffenen, kann man von Heiratsanträgen in unserem Sinn wohl kaum sprechen. Oder: Kann man heute noch jemanden hängen, köchen oder verfluchen? Aber man hat sicher immer gegnrist, gedankt, informiert, gedroht, geschmeichelt usw.

5.2.8 Zum Stellenwert der Sprechakttheorie

Die Sprechakttheorie liefert eine Fülle von Begriffen und Unterscheidungen, die sich in der Untersuchung von Kommunikation als sehr fruchtbar herausgestellt haben. Aber, das hat diese Darstellung wohl klargemacht, sie ist keine allgemeine Kommunikationstheorie, keine umfassende Darstellung dessen, was passiert, wenn wir Sprache gebrauchen. Wohl aber wird sehr klar und detailliert ein wichtiger Aspekt herausgegriffen und beschrieben, der in jedem Sprechen eine Rolle spielt: Die Sprechakttheorie expliziert, was Sprachhandeln heisst und wie im Sprechakt sprachlicher Ausdruck, Proposition und kommunikative Funktion miteinander verbunden sind. Der Wert der Sprechakttheorie liegt primär in diesem Grundsätzlichen, darin, dass sie uns die Augen öffnet für einige alltägliche und darum oft kaum wahrgenommene, aber fundamentale Tatsachen von sprachlicher Kommunikation. Die Sprechakttheorie weist aber auch einige Schwächen auf. Auf die vier wichtigsten sei kurz hingewiesen:

- a) Sprechakttheorie hat den Anspruch, zumindest einen Teil des Wissens zu beschreiben, das bei Sprechenden und Hörenden dem Sprachgebrauch zugrundeliegt. Trotzdem ist sie eher sprecherorientiert, sie richtet das Augenmerk vor allem darauf, was *Sprechende* tun oder meinen. Als Ergänzung zur Sprechakttheorie hat man denn auch schon eine 'Hörerverstehensakt-Theorie' gefordert.

- b) Schwerer wiegt die Satzverhaftetheit der Sprechakttheorie. Diese lässt sich aus ihrer Herkunft erklären. Aber die Grösse Satz wurde nie überwunden. Bis heute ist es mit dem Instrumentarium der Sprechakttheorie schwierig, die kommunikative Funktion von längeren Äusserungen zu bezeichnen.
- c) Die Sprechakttheorie ist vorzugsweise an mündlichem, dialogischem Sprachgebrauch entwickelt worden. Eine Adaptation auf geschriebene und monologische Sprache ist schwierig. Die Gründe für diese Schwierigkeit sind die gleichen wie die in b) genannten.
- d) Die Sprechakttheorie richtet sich an dialogischem Sprachgebrauch aus, sie kann aber das kommunikative Wechselspiel im Dialog nicht beschreiben. (Ob dies wirklich ein Mangel ist, ist schwer zu entscheiden; eine solche Beschreibung gehört nicht zu den Aufgaben, die sich die Theorie selbst gestellt hat.)

Ein wichtiger Versuch einer Ausweitung der Sprechakttheorie in Richtung auf die Gesprächs- oder Diskursforschung (vgl. Kapitel 7) ist die Beschäftigung mit *Sprechaktssequenzen*. Unter diesem Stichwort interessiert man sich nicht mehr nur für den einzelnen Sprechakt, sondern für die Tatsache, dass Sprechakte nicht beliebig mit andern Sprechakten verketen werden können. Die Realisierung eines Sprechaktes schenkt ja die Wahnmöglichkeiten für den folgenden entscheidend ein. Das gilt prinzipiell für monologische wie dialogische Texte, ist aber v.a. für letztere näher untersucht worden. Man hat z.B. *initiative* Sprechakte von *reaktiven* Sprechakten unterschieden. Mit ersteren eröffne ich eine Sprechaktssequenz und zwingen meinen Dialogpartner damit, auf bestimmte Weise zu reagieren. Ein Beispiel: Wenn ich jemanden einen Vorwurf mache, sind die Wahlmöglichkeiten für meinen Partner ungefähr an einer Hand abzuzählen (den Vorwurf zurückweisen, sich entschuldigen usw.). Natürlich bleiben andere Lösungen offen (den Vorwurf übergehen, ihn ignorieren, Gegenwürfe machen), aber diese tendieren dazu, die Interaktion zu belasten, sie gefährden auch leicht die Kooperation zwischen den Sprechenden.

Es ist davon auszugehen, dass eine Sprachgemeinschaft nicht nur ein Set von Sprechakten und konventionalisierten Realisierungsmöglichkeiten derselben kennt, sondern eben auch ganz bestimmte Muster von Sprechaktssequenzen, deren Beherrschung ebenfalls einen Teil unserer kommunikativen Kompetenz darstellt.

5.3 Konversationsmaximen und konversationelle Implikaturen

5.3.1 Kooperationsprinzip und konversationelle Implikatur

a) Grundlagen

Die Sprechakttheorie ist, wie wir eben gesagt haben, orientiert auf die Äusserung und auf das, was der Sprecher oder die Sprecherin tun kann, resp. wissen muss, um einen Sprechakt zu formulieren. Natürlich liegt dieses Wissen auch dem Verstehensprozess zugrunde - aber dazu, wie HörerInnen Illokution und Perlokution einer Äusserung erkennen, sagt die Sprechakttheorie nicht viel. Zwar macht sie einige Aussagen zu den Illokutions-Indikatoren. Daraus wird klar, dass das Verhältnis von sprachlicher Äusserung und Sprechakt nicht zufällig ist. Diese Indikatoren stellen wichtige Stützen für den Verstehensprozess dar. Sie sind aber nicht immer sehr zuverlässig, wie der Hinweis auf die indirekten Sprechakte gezeigt hat: Bei diesen können die Illokutions-Indikatoren geradezu in die Irre führen.

Damit stellt sich aber die Frage: Wie erkennen die Hörer mit einiger Zuverlässigkeit die kommunikative Funktion von Äusserungen? Diese ist den Äusserungen ja nicht fix zugeschrieben. Die meisten sprachlichen Ausdrücke können in verschiedenen Situationen verwendet werden und erfüllen dort auch unterschiedliche Funktionen. Offensichtlich haben Illokutionsindikatoren, propositionaler Gehalt und sogar performative Verben nicht immer dasselbe Gewicht: Manchmal sind sie wörtlich, 'direkt' zu verstehen, manchmal nicht. Wie wissen Hörerinnen und Hörer vor dem Hintergrund der Situation, in der sie stehen, welcher Stellenwert den sprachlichen Formulierungen zuzuschreiben ist? Und warum können SprecherInnen und Sprecher darauf zählen, dass sie verstanden werden?

Einen Versuch, dies zu erklären, unternimmt GRICE mit seiner Theorie der konversationellen Implikatur (Grice 1975, 1968). Er formuliert darin nicht neue und zusätzliche Einzelregeln des Sprachgebrauchs, sondern ein Rahmenkonzept, das deutlich macht, wie die Einzelregeln im Kontext einer Situation eingesetzt werden. Die Grundidee ist: Kommunikation ist Handeln, genauer: kooperatives Handeln, Interaktion. In der Kommunikation geht es darum, Verständigung (was nicht heissen muss: Einverständnis!) zu erreichen. Dies ist eine Grundvoraussetzung, ein nicht hintergebares Postulat: Kommunikation kann nicht zustande kommen, wenn die Beteiligten nicht wenigstens ein minimales gemeinsames Interesse haben.

Dieses Prinzip der Kooperation unterlegen Kommunizierende nun all ihren Aktivitäten: Sie formulieren ihre Beiträge und verstehen die der anderen unter der Voraussetzung, dass sie letztlich kooperativ gemeint sind, dass sie gemacht wurden, um verstanden zu werden und dass sie deshalb verständlich sind – auch und gerade dann, wenn der Wortlaut von Äusserungen dem zunächst nicht zu entsprechen scheint. Mit anderen Worten: Dieses Prinzip steuert die Art und Weise, wie Kommunizierende ihre Kenntnisse der Sprache, der Sprechaktreregeln und eventuel-ler weiterer konkreter Sprachgebrauchsregeln zum Tragen bringen.

Das von Grice zugrundegelegte Prinzip ist sehr abstrakt, Grice entfaltet es darum in vier sog. *Conversationsmaximen*. In ihnen expliziert Grice etwas konkreter die Kriterien, denen Gesprächsbeiträge zu genügen haben: Sie haben nämlich ausser-ordentlich informativ, angemessen klar formuliert, relevant und wahr zu sein. Auch in bezug auf diese Kriterien gilt: Wir gehen im Normalfall davon aus, dass die Beiträge kooperativer Gesprächsteilnehmer diesen Kriterien entsprechen und interpretieren sie demgemäss.

b) Ein Beispiel

Welche Rolle diese Maximen spielen und wie Kommunizierende mit ihnen umgehen, lässt sich am besten an einem konkreten Fall aufzeigen. Wir werden deshalb zunächst etwas ausführlicher auf ein Beispiel eingehen und nachher noch einmal detaillierter auf die Maximen zu sprechen kommen.

Das nachfolgende Beispiel sowie die anderen Beispiele in diesem Abschnitt könnten leicht als etwas speziell empfunden werden. Wir wählen sie, weil in ihnen die von Grice herausgestellten Grundsätze besonders deutlich gemacht werden können. Diese Grundsätze haben jedoch, wie schon betont, allgemeine Gültigkeit für jede Kommunikation, auch und gerade dann, wenn sie, wie in den meisten Fällen von Alltagskommunikation, so klaglos erfüllt werden, dass sie geradezu unsichtbar werden.

Unser erstes Beispiel betrifft eine alltägliche Szene: Wir sitzen bei Freunden bei einem Glas Wein. Das Gespräch ist sehr angeregt, es geht gegen Mitternacht. Nach

einer kurzen Diskussionspause versucht Markus eben, einen neuen Aspekt des verhandelten Themas zu entwickeln. Nach den ersten paar Sätzen, bei einer kurzen Stockung, sagt unser Gastgeber: "Sagt mal, habt ihr nicht davon gesprochen, dass ihr morgen früh raus müsst?" Dieses Youm hat mit der Eröffnung einer neuen Diskussionsphase wenig zu tun, es ist für das angeschnittene Thema irrelevant. Dennoch verstehen wir alle ohne jedes Problem, was hier gemeint ist: Der Gastgeber gibt uns zu verstehen, dass es an der Zeit ist zu gehen. Wie kommt das? Eine der von Grice postulierten Konversationsmaximen, an die sich vernünftige, rational handelnde Kommunikationspartner in einer Kommunikation gewöhnlich halten, ist die folgende: *Sei relevant!* Gegen diese Maxime verstösst der Gastgeber in offensichtlichlicher Weise. Niemand könnte es Markus verübeln, wenn er eine gewisse Irritation zeigen würde.

Dennoch wird er wahrscheinlich nicht so reagieren. Warum? Nach Grice gelten die Konversationsmaximen sehr stark, so stark, dass Kommunikationsteilnehmer kaum je in einer Kommunikation denken, sie gälten nicht mehr. Tun sie das, so bedeutet das immer den Abbruch der Kommunikation. Das ist etwas sehr Gravierendes; es bedeutet, dass man dem Kommunikationspartner die kommunikative Rationalität abspricht, dass man sagt: Mit dir kann man nicht sprechen.

Also versucht man es zuerst einmal anders, nämlich ungefähr so: Man nimmt an, die Konversationsmaximen seien unverletzt. Da sie aber auf den ersten Blick verletzt scheinen, muss man genauer hinsehen. Das heisst: Man muss ein *Interpretationsverfahren* durchführen, man könnte es auch ein Reparaturverfahren nennen. In dessen Verlauf wird die problematische Äusserung so umgedeutet, dass sie mit den Konversationsmaximen (wieder) verträglich ist. Dieser Denkprozess ist ein *Schlussverfahren*, wenngleich nicht im streng formallogischen Sinn. Für unser Beispiel sähe der Prozess vielleicht so aus:

Das wir morgen früh raus müssen, hat mit dem angesprochenen Thema wirklich nichts zu tun, ist in der momentanen Situation irrelevant. Ich kenne meinen Gastgeber jedoch als diskussionsfreundigen und kommunikativ kompetenten Gesprächspartner. Also dürfte sein Gesprächsbeitrag relevant sein. Wenn ich keine thematische Relevanz ausmachen kann, so liegt die Relevanz halt vielleicht woanders. Nun habe ich ja soeben eine neue Diskussionsrunde eingeläutet, von der abzusehen ist, dass sie nicht so schnell zu einem Ende kommen wird. Eröffnungen von Diskussionsrunden durch einen Diskutanten sind zuerst einmal Angebote an die andern; sie können den Diskussionsball aufnehmen oder nicht. Den offensichtlich thematisch irrelevanten Gesprächsbeitrag meines Gastgebers kann ich so als relevant auf einer Metaebene deuten: *Ich will diesen Ball nicht mehr spielen. Ich steige auf dieses Thema nicht mehr ein.* Gleichzeitig enthält die Äusserung, in der er mir das zu verstehen, nämlich zu erschliessen gibt, eine Begründung, wie das in so einem Fall auch angebracht ist: die fortgeschrittene Zeit. Mein Gastgeber ist kommunikativ geschickt insofern, als er die Vortektheit der Zeit als unser Problem darstellt: *Ihr wollt morgen früh raus.*

Es dürfte klar sein, dass wir höchst selten in derartiger Explizitheit verfahren, wenn wir im Alltag verstehen. Dazu hätten wir in einem fortlaufenden Gespräch kaum Zeit. Was wir hier versucht haben, ist, in aller Explizitheit zu zeigen, was implizit an Voraussetzungen aktiviert und an Schlüssen gezogen wird. Ähnlich brauchen wir die explizite Gestalt der Propositionen, die wir verstehen, nicht zu rekonstruieren – aber wir sind jederzeit fähig, diese explizite Form auf Nachfrage hin zu liefern. So auch im Falle einer solchen Interpretation, etwa wenn jemand sagt: "Aber das hat er sicher nicht so gemeint!" Wir können dann durchaus sagen, wie und warum wir so verstanden haben und warum wir meinen, dass unser Gast-

geber es so gemeint hat. Und wenn wir das tun, greifen wir genau auf die Gegebenheiten und ihre Verknüpfung zurück, die wir im Beispiel angeführt haben.

c) Konversationelle Implikatur

Das Resultat eines solchen Umdeutungsverfahrens oder Schlussprozesses nennt Grice eine *konversationelle Implikatur*, d.h. ein vom Produzenten in einer bestimmten kommunikativen Verwendung an eine bestimmte Äusserung geknüpfter, aber nicht ausgedrückter Sinn, den es zu erschliessen gilt (*Er will diesen Ball nicht mehr spielen. Er will, dass wir gehen*). Konversationelle Implikaturen sind somit per definitionem nicht konventionell an Äusserungen gebunden, sondern stehen und fallen mit bestimmten Verwendungssituationen. Das dürfte am besprochenen Beispiel unmittelbar klar sein.

Natürlich kann Markus, um noch einmal auf das Beispiel zurückzukommen, am Ende dann doch verstimmt sein, jedoch nicht wegen der vermeintlichen Irrelevanz des Gesprächsbeitrages und damit wegen eines Verstosses gegen die Konversationsmaximen, sondern weil der Kommunikationspartner nicht mehr mitspielen will, weil er das nicht direkt sagt, weil er das stattdessen mit seinen Bedürfnissen mit einer Schutzgeste für Markus begründet usw.

Grice nennt die hier beschriebene Implikatur *konversationell* im Unterschied zu sog. *konventionellen* Implikaturen. Darunter versteht er beispielsweise die meisten Präsuppositionen. Diese sind viel weniger situationsgebunden, sondern können aus dem sprachlich formulierten mit zumindest grösserer Sicherheit erschlossen werden als die extrem situationsgebundenen konversationellen Implikaturen (zu den Präsuppositionen vgl. 6.3.2).

Beim Schlussverfahren, das dem Auffinden von Präsuppositionen zugrundelegt, geht es darum, vom Sprechenden als bekannt Vorausgesetztes zu erkennen und zu benutzen, etwa um den Zusammenhang von Elementen der Äusserung untereinander zu verstehen. Die Präsuppositionen betreffen im Normalfall Wissensbestände, die bekannt sind, nicht thematisch sind oder zumindest als bekannt und nicht thematisch unterstellt werden. Das eigentlich Interessante und Neue wird mitgeteilt.

Bei der konversationellen Implikatur dagegen wird eine Äusserung, die etwas sagt, was zur Situation nicht passt, als Sprungbrett benutzt, um zum eigentlich Gemeinten zu gelangen. Das Relevante wird gerade nicht gesagt, sondern im sprachlichen Ausdruck mehr oder weniger stark verschleiert.

5.3.2 Die Konversationsmaximen

Wir haben oben bereits festgestellt, dass Grice aus dem grundlegenden kommunikativen Prinzip der Kooperation vier Konversationsmaximen ableitet. Dieses ganze gesprächsleitende System sieht aus, wie in Schema 5-5 dargestellt (wir formulieren die Maximen mit unseren eigenen Worten).

Wir möchten anhand einiger Beispiele noch einmal verdeutlichen, was mit den Konversationsmaximen erklärt werden soll, nämlich das Zustandekommen der konversationellen Implikaturen. Diese bilden einen wichtigen Teil des gesamten Verstehensprozesses. Interessant wird die Sache immer dort, wo die Konversationsmaximen auf den ersten Blick verletzt scheinen und dann der Versuch, sie für unverletzt zu halten, beim Rezipienten ein Schlussverfahren einleitet, an dessen Ende eine konversationelle Implikatur steht, also *mehr* und v.a. *oft anderes* verstanden wird als gesagt wird. Eine solche Implikatur hat nie den Grad absoluter Sicherheit, sie ist immer nur hypothetisch, und zwar im wahrsten Sinne des Wor-

Kooperationsprinzip

Sei kooperativ!

Maxime der Quantität

Sag so viel wie nötig, und sage nicht zu viel.

Maxime der Qualität

Sag nichts, was du nicht für wahr hältst, oder dann signalisiere, welchen Grad der Wahrscheinlichkeit das Gesagte hat.

Maxime der Relation

Sei relevant.

Maxime der Modalität

Sag deine Sache in angemessener Art und Weise und so klar wie nötig.

[Schema 5-5]

tes: Der Verstehende basiert ja sein Schlussverfahren auf Hypothesen darüber, worauf sich der Sprecher in dem, was er sagt, bezieht. Der Schlussprozess erfolgt sozusagen im Konjunktiv: "So könnte es sein, das könnte der Produzent gemeint haben, das könnte der tiefere Grund für diese etwas seltsame kommunikative Handlung sein". Die Häufigkeit, mit der wir das Verfahren anwenden, und der Erfolg, den wir (meist) damit haben, sind aber ein Indiz dafür, dass wir ihm im Normalfall vertrauen dürfen.

Es ist nicht nötig, hier darüber zu diskutieren, ob die vier Maximen vollständig sind, d.h. ob damit sämtliche konversationsleitenden Maximen erfasst sind, noch ob die genannten wirklich klar unterschieden und unterscheidbar sind. Wahrscheinlich sind sie weder vollständig noch klar unterschieden. Das schmälert aber ihren heuristischen Wert keineswegs.

Für die Konversationsmaximen von Grice gilt Ähnliches wie das, was oben für die Sprechakttheorie gesagt wurde. Grice nimmt an, dass diese Maximen von allgemeiner Gültigkeit sowohl für Sprechende wie für Hörende sind. Ist die Sprechakttheorie aber besonders geeignet zu erklären, was der Sprecher tut, so sind die Griceschen Maximen besonders fruchtbar für die Beantwortung von Fragen wie: Was tut der Hörer? Wie kann aufgrund dessen, was in einer Situation gesagt wird, ein Verständnis des vom Sprecher intendierten aufgebaut werden? Kurz: Wie versteht der Hörer, was der Sprecher meint? Insofern kann die Gricesche Theorie auch als Beitrag zu einer Hörverstehensstheorie gesehen werden. Diese Hörperspektive ist auch in allen unseren Beispielen dominant.

Weil wir im Eingangsbeispiel die Sache mit der Maxime der Relation "Sei relevant" eingeführt haben, illustrieren wir hier nur noch die andern drei Maximen.

a) Maxime der Quantität

Wenn ich meine Arbeitskollegin bitte, mir mal schnell die Telefonnummer von X zu sagen, und sie mir dann sagt: "*Das ist irgendetwas mit 052 am Anfang*", so ist das offensichtlich nicht die Quantität an Information, die ich brauche. Weil ich meine Kollegin aber für kooperativ halte, nehme ich an, dass sie mir alles sagt, was sie weiss, und schliesse daraus messerscharf: Meine Kollegin weiss nicht die ganze Nummer.

Wenn X, den ich seit zwei Jahren jeden Mittag im selben Schnellimbiss sehe und zwischen dem und mir es bis jetzt immer nur die Begrüssungsgeste des leichten Kopfnickens gab, sich eines Tages plötzlich zu mir an den Stehtisch stellt, mir die Hand reicht und mich fragt, wie es mir geht, so halte ich ihn entweder für ver-

fliekt, oder aber ich deute das plötzliche Zuviel an Kommunikation als Einleitung in eine neue Art von Beziehung: *Der will was von mir.*

b) *Maxime der Qualität.*

Ironische Rede beruht in vielen Fällen auf einer scheinbaren Verletzung der Maxime der Qualität. Beispiel: Ich spreche mit Angelika, das Radio ist an, und ich muss schon zum dritten Mal nachtragen, weil ich sie nicht verstehe. Wenn Angelika dann sagt: *„Ich würde das Radio etwas lauter stellen“*, so zeigt sie sich wenig kooperativ, falls ich sie beim Wort nehme. Ihr Vorschlag würde das, was wir gerade als Schwierigkeit der Situation erleben, noch verschärfen. Ich kann also nicht davon ausgehen, dass sie wirklich meint, was sie sagt (denn ich halte sie für kooperativ). Ich kann ihren Beitrag aber als kooperativ und weiterführend deuten, wenn ich einsehe, dass sie auf die Quelle unserer Verständigungsprobleme hinweist (die zu laute Musik) und mich durch ihre Ironie auffordert, gerade das Gegenteil von dem zu tun, was sie sagt.

Die Maxime der Qualität wird auch, fast systematisch, bei Wahlkämpfen verletzt. Wenn Kandidaten sagen, dass sie die Steuern nicht erhöhen werden, falls sie an die Regierung kommen, so ist dies cum grano salis zu nehmen. Man tut gut daran, dies nicht geradehin zu glauben, sondern umzuformulieren: Sie sagen das, und sie werden vielleicht tun, was sie sagen, wenn sie dies dannzumal noch für gangbar erachten sollen.

c) *Maxime der Modalität.*

Wenn mich eine Freundin aus ihrem Büro anruft, um mit mir zu plaudern und sich mit mir zum Nachtessen zu verabreden, und sie plötzlich, nachdem ich im Hintergrund Geräusche vernommen habe, mich mit *„Herr X“* anredet und sagt: *„Gut, dann treffe ich Sie heute Abend nach der Arbeit um 6 Uhr im Café ‘Grössenwahn’, und dann können Sie mir die Vorteile Ihrer Lebensversicherung einmal ausführlicher unterbreiten“*, so kann ich diese plötzliche massive Unklarheit ungefähr so deuten: *„Meine Freundin redet plötzlich wie, spricht mich wie eine fremde Person an und sagt etwas über Lebensversicherungen. Da ich keinen Grund habe anzunehmen, dass mit ihr etwas nicht stimmt, muss ich annehmen, dass diese Störung eine äussere Ursache hat. Dafür sprechen auch die Hintergrundgeräusche, die ich gehört habe. Wahrscheinlich ist jemand ins Büro gekommen, der nicht wissen darf, dass sie zu Geschäftszeiten persönliche Anrufe macht. Ich kann also wohl alles, was sie sagt und nicht zu unserem vorherigen Thema gehört, als für mich irrelevant betrachten, es hat einen anderen Adressaten.“*

Absichtlich unklare Reden erlaubt es, abweichende Meinung zu signalisieren, ohne zu Lügen Zuflucht zu nehmen und ohne die soziale Form allzu offensichtlich zu verletzen. Fragt mich jemand, wie mir seine Bilder gefallen, so kann ich sagen *„Sie sind sehr farberfroh“* und mich damit bedeckt halten, das heisst weitere Urteile vermeiden.

5.3.3 Abschliessende Bemerkungen

Wir haben bewusst alltägliche Beispiele gewählt, um damit zu unterstreichen, wie normal das mit der Theorie der Konversationsmaximen und der konversationellen Implikatur Gemeint eigentlich ist – trotz der sehr gewichtigen Namen. Dass die Schlussprozesse, um die es hier geht, so alltäglich sind und uns das Verstehen in all diesen Fällen so leicht fällt, kann dazu führen, dass wir die Theorie selbst als banal und nichtssagend einstufen. Das ist sie nicht. Obwohl sie um vieles einfacher ist als die Theorie der Sprechakte, zumindest was die Terminologie angeht, ist dieser Ansatz von Grice ein ganz gewichtiges Element der Pragmatik. Nicht umsonst ist sie, seit ihrem Anfang, als die einschlägigen Aufsätze von Grice jahrelang nur in fotokopierter Form in den linguistischen Seminaren zirkulierten, eine der meistdiskutierten Theorien der Pragmatik gewesen. Wir können die Gründe hier nicht anführen; sie haben vor allem damit zu tun, wie Grice die Tradition der Logik und der Sprachphilosophie aufnimmt und weiterführt. Im folgenden wollen wir nur auf einige wenige Aspekte eingehen, die in unserem Zusammenhang wichtig sind.

Dass die Basis der Theorie von Grice so allgemein ist, hat seinen guten Grund. Die Äusserungen von Gesprächspartnern in einer Situation sind z.T. derart unvorhersehbar, derart (scheinbar) inkohärent, dass das Verstehen aufgrund der konventionellen Bedeutung nicht zureicht. Wenn wir zur nächst ja keine Ahnung, was die *se Äusserung* uns sagen soll. Wir können sie rein sprachlich verstehen, wir können auch verstehen, dass es eine Aufforderung ist, zugleich wissen wir, dass diese Aufforderung *„nicht so gemeint sein kann“*. Wie sollen wir uns orientieren? Hier formulieren die allgemeinen Maximen von Grice wichtige Elemente unserer pragmatischen Kompetenz, Steuerungs- und Orientierungsinstrumente, derer wir uns im sprachlichen Alltag intuitiv bedienen.

Ein Gespräch, Kommunikation überhaupt ist – sogar, wenn sie monologisch abläuft – eine Zusammenarbeit, eine Kooperation. Und diese Kooperation ist nur möglich, wenn wir den anderen die Fähigkeit zuschreiben, zur Sache (Maxime der Relation), klar (Modalität), wahr (Qualität) und das Nötige (Quantität) zu reden. Damit ist nicht gemeint, dass unser kommunikativer Austausch stets grossen Ansprüchen (oder auch nur Ansprüchen) genügen würde. Auch garantiert niemand, dass wir Relevantes, Wahres usw. wirklich sagen. Was die Grundlegung der Kommunikation im Kooperationsprinzip besagen will, ist, dass wir nicht anders können als uns gegenseitig ein gewisses Mass an Kohärenz, Interpretierbarkeit und damit an Rationalität zuzuschreiben, solange wir überhaupt miteinander sprechen.

Wir müssen in der Kommunikation davon ausgehen, dass die Motive und Ziele unserer Gesprächspartner prinzipiell erkennbar sind, dass sie aus dem, was unsere Partner sagen, erschlossen werden können. Und wir reagieren auf das, was wir als ihre Motive, Ziele usw. erfassen, nicht einfach auf das, was sie sprachlich formulieren. Wo uns dies nicht gelingt, wo beispielsweise jemand seine wahren Motive vor uns, zu unserem Schaden, geheimhalten kann, sprechen wir davon, dass wir getäuscht worden sind, dass der andere nicht ehrlich, dass er hinterhältig war. Er hat dann, was wir zu unserem Schaden erst im Nachhinein bemerken, in dem, was er sagte, seine wahren Intentionen nicht zum Ausdruck gebracht und uns zum Narren gehalten. Er hat sich an das Prinzip der Kooperation, nach dem wir selbst vorgingen, nur zum Schein gehalten.

Wir haben im letzten Abschnitt gesagt, die Aufrichtigkeitsbedingung für Sprechakte seien umstritten. Vor dem Hintergrund des Ansatzes von Grice können wir

dafür eine Begründung geben. Diese Aufrichtigkeitsbedingung gilt, in sehr variierendem, situationsabhängigem Mass, überall. Es ist nicht nötig, sie für jeden illokutionären Akt separat zu formulieren. Die Aufrichtigkeitsbedingung lässt sich aus dem Kooperationsprinzip ableiten; sie prägt damit die gesamte Kommunikation viel tiefer, als wenn sie bloss so relativ oberflächlich in den Verwendungsbedingungen einzelner Sprechakte formuliert wäre. Aber es ist nicht so, dass mangelnde Aufrichtigkeit direkt bewirkt, dass Kommunikation nicht zustandekommt. Vielmehr wird sie zunächst einmal eine Gegenreaktion auslösen (etwa grössere Zurückhaltung und Misstrauen, Rückzug aus bestimmten Themenbereichen). Im Extremfall wird die Kommunikation dann allerdings empfindlich gestört oder verunmöglicht.

5.4 Neuere Entwicklungen

5.4.1 Informationsstruktur	227
5.4.2 Deixis	228
5.4.3 Die Erben von Grice	229
5.4.4 Sprechakttheorie und der Begriff des Performativen	231
5.4.5 Weiterführende Literatur	232

Die neuesten Entwicklungen in der Pragmatik sind sehr vielfältig und breit gefächert. Einerseits gibt es wichtige Weiterentwicklungen in den Kerngebieten der Pragmatik wie der Theorie der Deixis (5.4.2), der Theorie der Implikaturen (5.4.3) und der Sprechakttheorie (5.4.4). Andererseits kommt es, wie z.B. in der Theorie der Informationsstruktur (5.4.1), zu einer Ausdehnung pragmatischer Fragestellungen auf benachbarte Forschungsgebiete (z.B. Grammatik, Gesprächsanalyse, Psycholinguistik, Kulturwissenschaften).

5.4.1 Informationsstruktur

Die Theorie der Informationsstruktur, die die Gliederung von Sätzen, Texten und Diskursen untersucht, gewinnt sowohl in der grammatischen als auch in der pragmatischen Forschung der 90er Jahre stark an Bedeutung (JACOBS 1992, HORN/WARN 2003). Zentral sind nach wie vor folgende Fragen: Wie muss ein Text oder eine Erzählung strukturiert sein, damit der Hörer die wichtige Information herauslesen kann? Welche Leistung muss die Sprecherin dafür erbringen? Welche Mittel werden dafür eingesetzt? Obwohl die Informationsstruktur formal an sprachlichen Mitteln festgemacht werden kann (Satzmodus, Wortstellung, Diskursmarker etc.), wird sie in erster Linie als pragmatisches Phänomen behandelt (STUTTERHEIM 1997, vgl. auch 7.9.2): Die Strukturierung geht nicht, wie vielleicht erwartet, auf grammatische Regeln zurück. Vielmehr wird davon ausgegangen, dass die grammatische Ausformulierung von pragmatischen Regeln gesteuert wird und dass sie dadurch eine kommunikative Funktion erfüllt. Dieses Zusammenspiel versucht z.B. auch die funktionale Grammatik einzufangen (vgl. 2.7.2). Die Informationsstruktur wird neben den grammatischen auch durch pragmatische Mittel wie Intonation und Akzentuierung unterstützt.

Nach der gängigen Informationsgliederungsmethode in Thema-Rhema (vgl. 6.3.4) beinhaltet das Thema die alte und das Rhema die neue Information. Diese Einteilung scheitert aber gerade in diesem ihrem Hauptpunkt: Die Unterscheidung 'alt – neu' greift zu kurz.

Erstens können dadurch nicht alle empirischen Daten erfasst werden: So gibt es z.B. Sätze, die nur neue Informationen enthalten (wie *Die Rolling Stones treten morgen in Zürich auf*), oder Sätze, bei denen das im Mittelpunkt stehende betonte Element keine (im engeren Sinne) neue Information liefert (wie *Ich war in Italien, Frankreich und Spanien. FRANKREICH hat mir am besten gefallen*). Zweitens berücksichtigt die Thema-Rhema-Struktur die Informationsstruktur einzig aus Rezipientenperspektive (Hörernamen, Lesernamen).

Deshalb werden der Thema-Rhema-Gliederung (TRG) neue resp. zusätzliche Konzepte zur Seite gestellt. Es sind dies in erster Linie die *Fokals-Hintergrund-*